

Zürich  
PARIS

Dolologe Lukas interpretiert Lampugnani weiter:  
«Die Identität einer Stadt liegt ebenso viel in den  
Kleinen Dingen wie in ihren "Prunkstücken".»



# Lampugnani zeigt Faszination für die kleinen Dinge

«Tages-Anzeiger»-Meeting Der Architekt und langjährige ETH-Professor Vittorio Lampugnani sprach am Schiffbau-Meeting – und erhielt dafür viel Lob und grossen Applaus. Er blickte auf das Kleine und erklärte damit das Grosse: das Wesen des Städtebaus.

Hannes Nussbaumer (Text)  
Reto Oeschger (Fotos)

Über 350 Vertreterinnen und Vertreter aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Medien waren der Einladung von Tamedia-Verleger Pietro Supino und Konzernchef Christoph Tonini ans traditionelle «Tages-Anzeiger»-Meeting im Schiffbau gefolgt. Er freute sich sehr über den diesjährigen Referenten, betonte Supino. Er schätzte Vittorio Magnago Lampugnani ganz ausserordentlich. Der Architekt und langjährige ETH-Professor für Geschichte des Städtebaus habe ihn und Tamedia sehr fruchtbar unterstützt, als es um die Entwicklung des Werderstrasse-Neubaus gegangen sei. Dieser wurde schliesslich vom japanischen Architekten Shigeru Ban entworfen. Auch an einem weiteren, derzeit in Planung begriffenen Tamedia-Neubau sei Lampugnani beteiligt – und zwar als Architekt.

Dabei habe die Architektur denselben Wesenskern wie der Journalismus, so Supino: Es gehe darum, öffentliche Räume zu schaffen. Trotz der aktuellen Verunsicherung sei er davon überzeugt, dass es langfristig eine Nachfrage nach unabhängigem Qualitätsjournalismus gebe – und auch eine Zahlungsbereitschaft dafür. Voraussetzung seien jedoch Veränderungswille und Entwicklungsfähigkeit. «Darum stellen wir uns laufend selber infrage und investieren in die Innovation unseres Metiers.»

Supino übergab das Wort an Lampugnani, indem er auf eine weitere Parallele zwischen architektonischem und journalistischem Universum verwies: Die technologischen Möglichkeiten sollten «nicht zum Selbstzweck werden», sondern vielmehr mithelfen, «unsere grundlegenden Werte zu pflegen, zu erneuern und in eine gute Zukunft zu führen».

Vittorio Lampugnani blickte in seiner klugen Rede auf die «bedeutsamen Belanglosigkeiten», also auf «die kleinen Dinge im Stadtraum» (siehe dazu den nebenstehenden Artikel). Dieser Zugang ermöglichte es ihm, quasi über die Hintertür auch zentrale städtebauliche Fragen anzusprechen. Letztere vertiefte er im anschließenden Gespräch mit «Tages-Anzeiger»-Chefredaktorin Judith Wittwer.

Aus dem Publikum bekam Lampugnani grosses Lob – gerade auch von Fachleuten, etwa von Tilla Theus: «Er hat sehr wichtige Dinge gesagt», so die Architektin, «zum Beispiel, dass man den Verkehr nicht ganz aus der Innenstadt verbannen darf. Man nimmt ihr sonst die Lebendigkeit.» Überhaupt sei es wichtig, dass Städte nicht zu clean würden, so Theus: «Plakatsäulen, Sitzbänke – solche Dinge sind wichtig. Die Möblierung des öffentlichen Raums trägt dazu



Corine Mauch: Stadtpräsidentin.



Vittorio Lampugnani und Judith Wittwer: Professor und Chefredaktorin.



Thomas W. Bechtler: Unternehmer und Kunstsammler.

bei, dass die Leute Vertrautheit empfinden.»

Auch die für die Gestaltung, Entwicklung und Vermarktung der Stadt Zürich zuständigen Exponenten zeigten sich beeindruckt von Lampugnani Rede. Stadtpräsidentin Corine Mauch gefiel, dass der Referent das Kleine in den Mittelpunkt gestellt habe: Achtsamkeit gegenüber dem scheinbar belanglosen sei wichtig, weil dieses subtil den Stadtraum präge. Welches «kleine Ding» ist der Stadtpräsidentin in Zürich das liebste? «Mich faszinieren die vielen Brunnen – in der Stadt Zürich gibt es 1200! Ausländische Touristen sind immer wieder sprachlos, wenn sie erfahren, dass man aus diesen sogar trinken kann.»

Der Leiterin der Stadtentwicklung, Anna Schindler, und dem Chef von Zürich Tourismus, Martin Sturzenegger, hat die Mahnung Lampugnani gefallen, die Gestaltung der Stadt vom öffentlichen Raum aus zu

denken. Bei der Entwicklung von Zürich-West habe man dies versäumt – entsprechend unbefriedigend sei das Ergebnis. Auch Lampugnani verhehlte im Gespräch mit Judith Wittwer sein Zürich-West-Missfallen nicht. Anders, so Schindler und Sturzenegger, liege der Fall bei der Europaallee. Dort habe man die Planung bewusst vom öffentlichen Raum aus gedacht, weshalb etwas Gelungenes am Entstehen sei. Und das liebste Züricher-Detail? Für Tourismus-Chef Martin Sturzenegger ist es die Helvetica-Schrift, welche in Zürich für die öffentliche Beschriftung verwendet werde.

Für Philipp Kutter, Wädenswiler Stadtpräsident und CVP-Nationalrat, war Lampugnani Rede «eine grosse Inspiration». Sie habe ihn ermutigt, in «seiner» Gemeinde die Gestaltung des öffentlichen Raums voranzutreiben. «Wir in der Agglo haben noch Potenzial, was diese Gestaltung betrifft.» Und welches kleine Ding ist ihm das



Tilla Theus: Architektin.



Franziska Coninx und Christoph Sigrist: Familienaktionärin und Pfarrer.



Vittorio Lampugnani und Pietro Supino: Gastredner und Gastgeber.

liebste und wichtigste? «Die Sitzbänke – sie laden zum Verweilen ein und sind damit ein ganz wichtiges Möbel.»

Applaus erhielt der emeritierte ETH-Professor ebenso von Unternehmer und Kunstsammler Thomas W. Bechtler: «Alle kleinen Dinge zusammen bilden das grosse Bild, welches eine Stadt ausmacht – dabei reicht manchmal ein einziges Detail, damit dieses Bild ins Positive fällt. Oder ins Negative.» Bechtlers Lieblingsdetail in Zürich? «Auch wenn er für ein «Detail» etwas arg gross ist: der Sechseläutenplatz.»

In die Höhe statt in die Weite ragen die liebsten «Stadtmöbel» von Tamedia-Verleger Supino. Seiner Wahl dürften auch viele Zürcherinnen und Zürcher zustimmen: «Mir gefallen die schönen Bäume.»

Für Grossmünster-Pfarrer Christoph Sigrist war Lampugnani Rede eindrucklich, weil der Städtebau-Professor im

übertragenen Sinn auch viel über die Menschen gesprochen habe: «Im Kleinen wird die Identität einer Stadt geschaffen. Und das heisst: Die scheinbar belanglosen Sorgen, Nöte und Freuden der sogenannten kleinen Leute machen eine Stadt aus.» Damit, so der Pfarrer, «sind wir mitten in «meinem» Geschäft».

Lampugnani, in Rom geboren, in Mailand und Zürich zu Hause, antwortete auf die Fragen der Tagi-Chefredaktorin wie auch auf jene aus dem Publikum mit Witz, Charme und Klugheit. Nur eine Frage liess er offen: Welches ist die schönste Stadt? Eine nicht repräsentative Umfrage im Publikum ergab einen klaren Sieg für Venedig, Paris und Bologna. Und eine klare Aussage von Architektin Tilla Theus: «Es ist gut, dass Herr Lampugnani diese Frage nicht beantwortet hat. Man kann diese Frage schlicht nicht beantworten.»

## Faszinationen für die kleinen Dinge

Hört man Vittorio Magnago Lampugnani zu, wie er über die wichtigen Nebensächlichkeiten in einer Stadt referiert, kann man sich vorstellen, wie sich dieser schmale Mann, Architekt, Professor für die Geschichte des Städtebaus, in einer Stadt bewegt. Sorgfältig, tastend, fast zögerlich. Er widmet sich gerne jenen Sachen, den kleinen Dingen, den Nebensächlichkeiten eben, die sonst gerne übersehen werden: Strassenlaternen, Parkbänke, Telefonkabinen, öffentliche Pissoirs, Trinkbrunnen, Strassenbeläge oder Schachtdeckel.

Ein Beispiel: Während wir auf dem Bild «Der Kuss vor dem Hotel de Ville» von Robert Doisneau – angeblich das berühmteste Bild überhaupt – ein Paar sehen, das sich küsst, sieht Lampugnani auf dem Foto aus dem Jahr 1950 auch noch einen Kandelaber. Ein Kandelaber, der verrät, dass das Foto in Paris aufgenommen worden ist. Auf solche Details wies Lampugnani in seinem Referat immer wieder hin. Wer danach den Schiffbau verliess, dürfte sich auf die Suche nach solchen Nebensächlichkeiten gemacht haben. Nach Sachen in der Stadt, die sie oder er noch nie gesehen hat – weil sie oder er nie danach Ausschau hielt.

Lampugnani verstand es, seine Faszination für die kleinen Dinge zu vermitteln. «Die kleinen Geschichten, die ihnen eigen sind», sagte er, «erzählen viel mehr als nur die Geschichte der einzelnen Gegenstände.» Aus ihnen liessen sich Rückschlüsse auf die Geschichte und die Kultur einer Stadt ziehen. Ihn faszinierte, wie viel Sorgfalt in diesen kleinen Gegenständen stecke. Etwa in den Londoner Telefonkabinen: Mit dem ersten Modell, dem Kiosk Number One, zusammengebaut aus Zementelementen, war Anfang des 20. Jahrhunderts niemand glücklich. Architekten, Stadtplaner, Designer entwickelten sie weiter – zu der Ikone, die sie heute ist.

Interessant sei ferner, wie sich die Telefonkabine mit den Jahren und Jahrzehnten entwickelt hat: War die Zelle zu Beginn ein Ort, an den man sich zum Telefonieren zurückzog (erste Modelle an einer Ausstellung in Paris wiesen gepolsterte Sitzgelegenheiten auf), wurden sie mit der Zeit immer offener gestaltet. Die Fensterfläche wurde etwa beim Kiosk Number 6 vergrössert. Die letzte Generation Telefonzellen in der Schweiz war nur noch Fenster. Das Handy hat das Telefonieren endgültig zu einer öffentlichen Sache gemacht.

Wie wichtig ist es, wurde Lampugnani nach dem Vortrag gefragt, dass Zürich über den Abfallhaai diskutiert? Es sei, wie mit einer Wohnung, antwortete der Architekt: «Mit der Möblierung werten sie einen Raum auf – oder sie stellen ihn zu.» Damit das grosse Ganze schön sei, müsse das kleine Detail ebenfalls sorgfältig gestaltet sein.

Nicola Brusa